

Die jüdische Bau- und Lebenswelt in Deutschland und die Synagogen des Architekten Alfred Jacoby Clemens Klemmer

Als sich in den ersten Augusttagen des Jahres 1951 die Organisatoren des Darmstädter Gesprächs mit dem Thema Mensch und Raum in die aktuelle Architektur- und Städtebau-Diskussion einmischten, gehörte neben José Ortega y Gasset - der Philosoph Martin Heidegger zu den Referenten. Während der spanische Kulturphilosoph über das Thema "Der Mythos des Menschen hinter der Technik" referierte, behandelte der Vortrag Heideggers das Thema "Bauen Wohnen Denken".

Indem Heidegger die Begriffe Bauen und Wohnen auf ihren etymologischen Ursprung zurückführte, kam er zu der Erkenntnis, daß Bauen eigentlich Wohnen sei und daß das Wort Wohnen das Bleiben, das Sich-Aufhalten bedeute. Ja, im Gotischen hätte das Wohnen (= wunianj die Bedeutung von Zufriedensein gehabt, und das Wort Friede meinte das Freie, das die Bewohner vor Schaden und Bedrohung bewahrt und sie schont. Deshalb, so die Erkenntnis des Philosophen, ist der Grundzug des Wohnens der des Schonens.

Wie alle philosophischen Systeme ist auch das Denken Heideggers an Gedanken gebunden. Gedanken lassen sich aber nur über Begriffe und somit über Worte denken. Die Welt ist aber mit Worten nicht zu beschreiben, und solange keine Philosophie und ihre Systeme ohne Worte existieren kann, keine Philosophie ohne die Begriffe letztlich auskommt, solange ist alles nur Katzensilber. Daß in der Philosophie Heideggers dieses Desiderat besonders zum Vorschein kommt, erkennt man an dem Vortrag "Bauen Wohnen Denken". Sicher bedeutet Bauen Wohnen und Wohnen Bleiben und Bleiben Schonen und Schonen Frieden. Aber Heidegger erfaßt mit seiner Vorliebe, an den Beispielen der Sprache Phänomene zu erklären, nur einen Teil der Wahrheit. Denn wenn man das Wohnen von Menschen jüdischen Glaubens in den Römerstädten über das Mittelalter und die Neuzeit bis in das 20. Jahrhundert betrachtet, dann bedeutet Bauen zunächst auch für sie zwar Wohnen, aber aus dem Wohnen wird Vertreibung,

und aus der Vertreibung werden Strapazen, und den Strapazen folgt die Ausgrenzung, die Isolierung, die Konzentration und schließlich die Vernichtung.

Die Kette der Verfolgung, deren Glieder immer wieder von scheinbaren Ruhepausen durch- bzw. unterbrochen wurden, mündete letztlich -trotz der Aufklärung, der Anpassung und der Assimilation der Juden im 9. Jahrhundert in den Holocaust bzw. die Shoa. Sechs Millionen europäische Juden fielen dem Rassenhaß der Nationalsozialisten zum Opfer, so daß die Bau- und Wohnungsgeschichte der Juden in der Diaspora immer auch die Geschichte der Gastvölker widerspiegelt und in allen Nuancen reflektiert.

Die Ursprünge

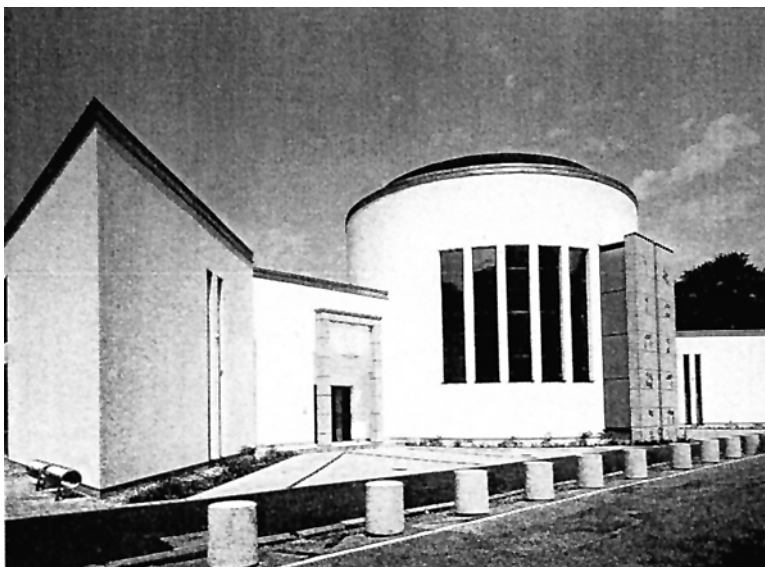
Das Judentum hat sich allmählich im 6. Jahrhundert v. Chr. gebildet. Im Altertum, wo die Griechen, Perser und Ägypter in Kleinasien, in der insularen Mittelmeerwelt, im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris und am Nil einst die Rolle von Führungsmächten inne hatten, entstanden vier Hauptgebiete des Judentums. In der babylonischen, ägyptischen, griechischen und schließlich in der römischen Diaspora waren es die dortigen Städte und Häfen, in denen die geachteten jüdischen Kaufleute ein aktives religiöses Leben entwickelten, das sogar mit-missionarische Züge annahm. Und es waren diese Handelszentren der Antike, in denen zunächst der Gedanke, die Pflege und die große Tradition des jüdischen Schriftgelehrtentums Gestalt annahm, um sich vor der religiösen Überfremdung zu schützen. Was ursprünglich vielleicht nur als Schutz gedacht war, sollte sich zu einer selbständigen Kultur entwickeln. Die fünf Bücher Moses - die Thora die Aufzeichnungen der Propheten und die Psalmen waren das gemeinsame Dach, unter dem alle jüdischen Volksgruppen sozusagen Schutz und Schirm fanden. Indem die gelehrten Rabbiner, die den hebräischen Urtext verstanden, die heilige Schrift immer wieder "überdachten" und in die jeweiligen Dialekte der Diaspora übersetzten, gelang es ihnen, eine Identität zu stiften. Und so wie die Fadenheftung die Seiten eines Buches fest zusammenhält, so schufen sie über die Thora und über das damit verbundene Studium nicht nur für die Zukunft das feste Band unter sich, das alle zusammenhielt, sondern zugleich die Liebe zum Buch, zur Wissenschaft und Gelehrsamkeit überhaupt.

Wie tief diese Tradition im jüdischen Volk verwurzelt, belegen noch heute die zahlreichen Gebetbücher und andere Schriftrollen, die man in den vergangenen Jahren immer wieder auf den Dachböden der im ländlichen Raum gelegenen Synagogen Süddeutschlands gefunden hat.

Vom römischen Bürger zum rechtlosen Menschen

Die Römer gewährten den Juden Religionsfreiheit. Zugleich war den römischen Bürgern jüdischen Glaubens der Zugang zu allen Berufen gestattet. Als Steinmetze wußten sie seit salomonisch-davidischer Zeit den Hammer zu führen, als "Volk des Buches" genossen ihre Schreiber und Illustratoren

Ansicht der
Heidelberger
Synagoge von
der
Blumenstraße



stets hohes Ansehen, und als Goldschmiede schufen die kunstfertigen jüdischen Hände die Kultgeräte. Da waren die Thora-Schreine, die Thora-Mäntelchen und Thora-Wimpel aus Silber und Gold ebenso zu fertigen wie die Kronen und reich verzierten Schilde, mit denen die Thora umhüllt wurde. Die heilige Schrift durfte nicht berührt werden, also galt es, einen Stab, der in der Regel in einer kleinen Hand auslief, für den Vorleser aus den edelsten Materialien herzustellen. Getriebene, reich ornamentierte Waschkannen und Waschschüsseln mußten zur Verfügung stehen. Jeder der jüdischen Haushalte tat ein übriges dazu. Für die verschiedenen Feste wurden kunstvolle Leuchter, Schalen, Messer, Ringe, Gürtelschnallen und Gewürzfäßchen benötigt. Jüdische Schreiner bauten Beschneidungsbänke und drehelten formenreiche Schreib- und Lesepulte, die dem Studium der Schrift dienten. Diese freizügige Ordnung - sie wurde nach mehr als 1500 Jahren erst im 19. Jahrhundert wieder erlangt-

erfuhr mit zunehmender Christianisierung des römischen Reiches ihre Auflösung. Nach Konstantin verschlechterte sich die Lage für die Juden zunehmend. Immer mehr Normen wurden mit dem Ziel erlassen, ihre Rechte als römische Bürger einzuschränken. Die konstante Erneuerung der ausgrenzenden Verordnungen, die letztlich im Gesetzeskodex Justinians festgeschrieben wurden, bewirkte schon im 5. Jahrhundert die Rechtlosigkeit der Juden.

Die jüdische Bau- und Lebenswelt: Synagoge und Ghetto

Das Leben in der Diaspora wurde durch die Gesetze geregelt, die den jüdischen Familien in den fünf Büchern Moses und den 613 Vorschriften aus dem Talmud gegeben worden waren. Dazu gehörte - über die Gebete die Einhaltung der Reinlichkeits- und Speisevorschriften,

Blick in den
kreisförmigen
Raum der
Synagoge mit
dem blau-
weißen
Bleiglasfenster
von Brain
Clarke, London



die den Alltag, die Woche und das Jahr mit seinen hohen Fest- und Feiertagen regelten. Erst sobald zehn Personen männlichen Geschlechts, älter als 13 Jahre, vorhanden waren, konnte das gemeinsame Gebet, der Gottesdienst stattfinden und sich ein Gemeindeleben entfalten. Um überhaupt die Thora zu verstehen, war die Kunst des Lesens und Schreibens der hebräischen Sprache Grundbedingung jeder jüdischen Erziehung. Auch wenn man die Landessprache beherrschen mußte, im Gottesdienst, in der Literatur und der Korrespondenz bediente man sich stets der hebräischen Sprache. Für diese Aufgaben benötigte jede jüdische Gemeinde ein Haus, das der Versammlung (ha-knesseth) und dem Unterricht diente. Waren die finanziellen Mittel nicht ausreichend, um ein eigenes Bauwerk aufzuführen, oder aber lag die Zahl der erwachsenen jüdischen Männer unter zehn - so zum Beispiel in Duderstadt -, dann genügte schon ein Raum in einem Privathaus. Wo die entsprechenden Finanzmittel vorhanden waren, manifestierte sich das Zusammenleben immer in der Synagoge (beth-ha-knesseth).

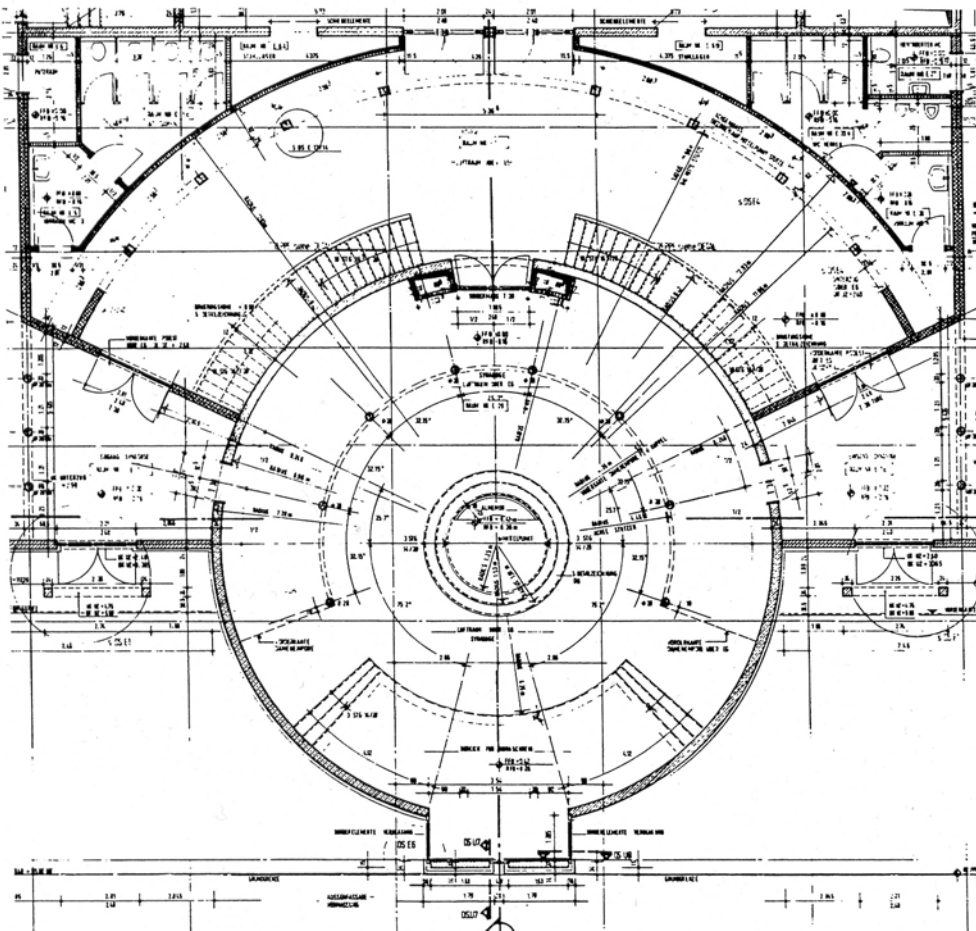
Früher wie heute markierte die Synagoge den Ort, der über den Gottesdienst hinausging und ganz selbstverständlich Gemeinde- und Verwaltungsaufgaben diente. Da waren die Wohnungen des Rabbiners, des Lehrers oder Synagogendieners, ein Raum für die durchreisenden Juden, eine Bücherstube und das Ritualbad (Mikwe) unterzubringen. Zugleich benötigte man ein Backhaus, um vor Pessach die Mazzen zu backen. Es war im Prinzip eine kleine Stadt, ein in sich geschlos-

sener Organismus. Nach jüdischer Vorschrift mußte die Synagoge an exponierter Stelle frei stehen, und es galt, einen Mindestabstand von acht Ellen einzuhalten. Die enge Besiedlung grenzte allerdings von vornherein diese Vorschriften ein.

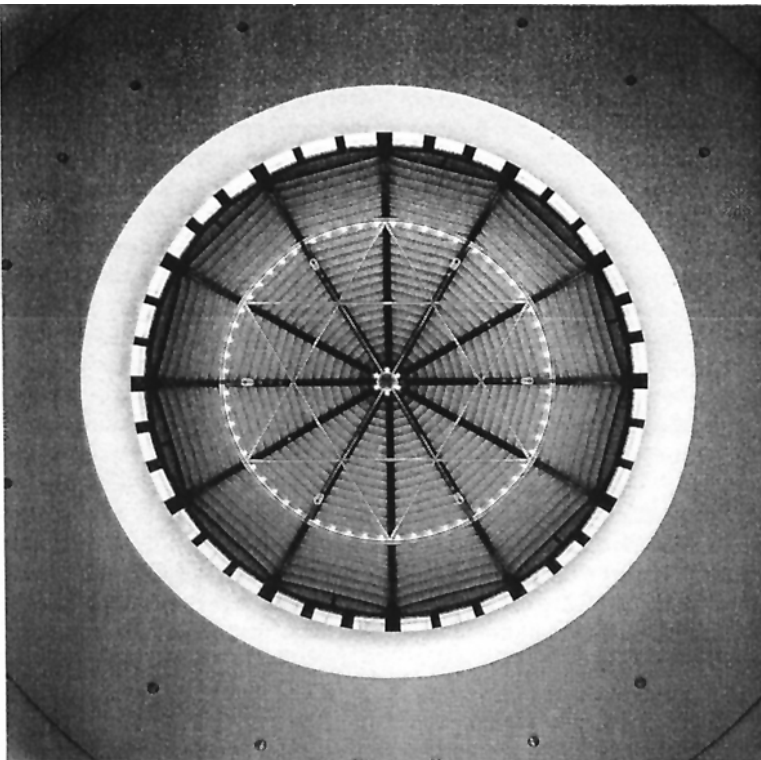
In Worms entstand die erste Synagoge, ein romanischer Saalbau, bereits im Jahre 1034. Im ausgehenden 12. Jahrhundert entschloß sich die Gemeinde zu einem Neubau, der nach 38jähriger Bauzeit 1213 seiner Vollendung entgegenging. Während der NS-Zeit wurde dieses hervorragende Zeugnis jüdischer Baukultur zerstört. Der Baumeister dieser Synagoge, die in ihrer Formensprache ganz in der Tradition der antiken Synagogen des Mittelmeerraumes stand, ist unbekannt geblieben. Die Ornamentik der Säulenkapitelle mit ihren hebräischen Inschriften deutet aber darauf hin, daß ein jüdischer Steinmetz, wenn er schon den Bau nicht leitete, zumindest mitgearbeitet hat.

Nach der Fertigstellung der Synagoge war es das nächste vorrangige Ziel einer jeden jüdischen Gemeinde, die "Schul" zu errichten. Im rückwärtigen Teil des Grundstücks, auf dem die Synagoge gebaut war, entstand in der Regel die "Schul". Beide Gebäude trennte der sogenannte Schulhof. In Köln, Düren, Worms, Trier, Prag und Wien waren die Parzellen jedenfalls so tief, daß sie genügend Freifläche hergaben, um einen Hof anlegen zu können. Es war im Grunde ein Platz, eingrahmt von Nebengebäuden (Hospital, Tanzhaus, Backhaus, Schlachthaus, Spritzenhaus etc.). Zum anderen fanden auf dem Schulhof die Trauungen und Gerichtssitzungen statt. Ebenso wie die christliche

Grundriß der Synagoge



Die streng geometrische Kuppel über dem Thora-Vorlesepult führt im Aufriß das im Grundriß formulierte Thema der Bauaufgabe fort



Rechtsprechung an der germanischen Tagungsform „unter freiem Himmel“ während des gesamten Mittelalters festhielt und dafür vorzugsweise den Marktplatz wählte, so kam das jüdische Gericht auf dem Schulhof zusammen, den man im 18. Jahrhundert in Frankfurt am Main und in der Wiener Judenstadt zum Teil als wirklichen Marktplatz nutzte, um hier Lebensmittel zu verkaufen.

Die zahlreichen großen Marktplätze historischer Städte künden weit weniger von einer vorausdenkenden großzügigen Stadtbaukunst im Mittelalter, vielmehr sind sie oft ein Zeichen dafür, daß hier der Abriß jüdischer Wohnhäuser vorausgegangen ist. Wenn Synagogen aus Kostengründen nicht abgerissen wurden, erfolgte die Umwandlung in christliche Kirchen und Kapellen (Würzburg, Bamberg, Ingolstadt, Rothenburg o.T.). In Nürnberg ließ Karl IV. die Synagoge in eine Marienkirche umwandeln. Überhaupt sind die Synagogen nach der Umwandlung stets Maria geweiht, weil die Mutter Gottes - so die Legenden - mehr als alle anderen Heiligen sich der Christen annimmt. Wie stark diese Tradition bis in unsere Tage ausgeprägt ist, zeigt sich daran, daß noch 1950 die ehemalige Synagoge in Oberdorf am Ip, Kreis Aalen, in eine Marienkirche umgewandelt wurde.

Am 23. März 1516 wurden die Juden in Venedig und später in ganz Italien dazu gezwungen, sich in einem „geto“ niederzulassen. Der Name Ghetto als festumrissenes abgeschlossenes Stadtviertel leitet sich von dem italienischen Wort gietto ab, das nichts anderes als den Kanonengußpatz in Venedig meint, wo die Juden lebten. Sehr rasch setzte sich der Begriff des Ghettos als „die“ Bezeichnung für die räumliche und bauliche Sonderexistenz jüdischen Lebens in ganz Europa durch.

Synagoge und Ghetto repräsentierten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die jüdische Lebens- und

Bauwelt. Diese war ein in sich abgeschlossener urbaner Raum. Es war den jüdischen Menschen dort untersagt, eigenständige Bauformen für ihre Wohnhäuser und Synagogen auszubilden. Eine stetig sich verändernde Bautradition, auf die ihre christlichen Nachbarn ganz selbstverständlich zurückblicken konnten, blieb ihnen verwehrt. Erst mit der Emanzipation des jüdischen Bürgertums im 19. Jahrhundert kam erstmals die Frage nach der baulichen Gestalt von Synagogen auf; sie wurde in israelitischen Kreisen zu einem vieldiskutierten Thema. Während die Synagoge bis dahin im Ghetto - eingekeilt von der engen Bebauung ihren festen Platz eingenommen hatte, sorgte die neugewonnene Freiheit dafür, daß sich dem jüdischen Bürgertum das Problem der baulichen Selbstdarstellung stellte. Gleichsam wie der Baumeister Heinrich Hübsch fragten sich die jüdischen Gemeinden am Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland: In welchem Style sollen wir bauen?“. Keine andere Bauaufgabe vormag denn auch die ganze Ambivalenz, die sich zwischen christlicher und jüdischer Bau- und Lebenswelt in den

letzten 200 Jahren im wahrsten Sinne des Wortes aufgebaut hat, so widerzuspiegeln wie der Synagogenbau. Die Synagoge ist gewissermaßen der Seismograph, der die Veränderungen augenscheinlich zum Ausdruck bringt.

Während es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das erklärte Ziel der jüdischen Gemeinde war, sich in die christliche Bauwelt zu integrieren, ermunterte die zunehmende Gleichstellung die Gemeinden dazu, aufwendige Bauformen, die sich aus romanischen, maurischen, gotischen und orientalischen Quellen speisten, zu wählen. 1884 faßte der jüdische Baumeister Edwin Oppler, der zahlreiche Synagogen gebaut hatte, seine Bauauffassung in der „Allgemeinen Theorie des Synagogenbaus“ zusammen. Nach seiner Vorstellung war eine zusammengesetzte Formensprache aus Rundbogen und gotischen Zutaten vorbildlich. Kein Wunder, daß sich seine freistehenden Synagogen, die er in Hameln, Breslau, Hannover und München baute, kaum von den christlichen Sakralbauten abhoben.

Von der sachlichen zur schweigenden Form

„Die Synagoge ist zwar ein dem Gebete und darum Gott geweihter Raum“ - schrieb der Architekt Alfred Grotte in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, „aber sie entbehrt jener Heiligkeit, die zum Beispiel der katholischen Kirche als Gehäuse einer Reliquie oder Hostie innewohnt. Sie ist vielmehr ein Ort des Zusammenseins der zu Gott betenden Gemeinde...“ den aus Posen stammenden Architekten, der selbst vor und nach dem Ersten Weltkrieg Synagogen gebaut hatte, war dies eben keine sakrale, sondern eine funktionale Bauaufgabe. Egal, ob nun Fritz Landauer, Leo Nachlicht, Harry Rosenthal oder Erich Mendelsohn - sie alle bauten und

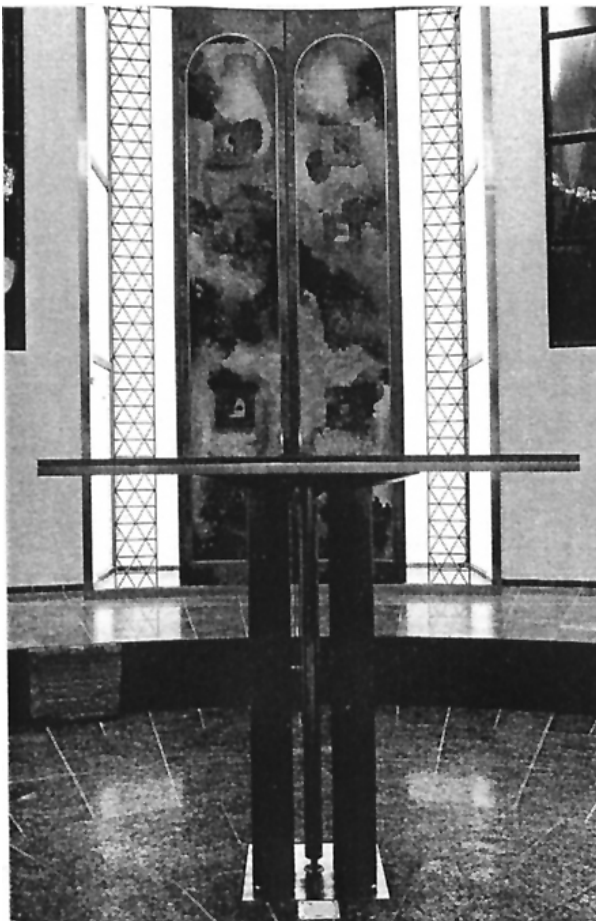
planten ganz im Sinne Grottes sachliche, jedweden Ornament entsagende Synagogen.

Die 2000 Synagogen und Bethäuser, die in Deutschland seit 1800 entstanden waren, erlebten in der sog. 'Reichskristallnacht' ihre Zerstörung. In Heidelberg gab es bis zum November 1938 drei Synagogen. Erst zu Beginn der fünfziger Jahre sind in der ehemaligen DDR und in der Bundesrepublik Deutschland wieder Synagogen aufgebaut beziehungsweise neugebaut worden. Allerdings bedienten sich die Architekten ganz im Stil der Zeit einer nahezu anonymen Ausdrucksweise. Die Synagogen in Essen, Düsseldorf oder Hannover sind igluartige Baukörper, deren Zweck von außen - einmal abgesehen von dem Davidstern - nicht ablesbar ist.

Deutsche Synagogen heute

Seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre sind in Deutschland für die wachsenden israelitischen Gemeinden neue Synagogen entstanden. Nach Salomon Korn's Frankfurter Synagogen (1986) und den formal nicht sonderlich anspruchsvollen jüdischen Zentren von Harro Wolf Brosinsky in Freiburg oder Karl Schmucker in Mannheim (beide 1987) setzte die Synagoge in Darmstadt 1988 neue Akzente. In Aachen konnte im Sommer 1993 der Grundstein für eine neue Synagoge gelegt, und mit den Bauarbeiten begonnen werden; und in Heidelberg ist am 6. und 9. Januar 1994 die neue Synagoge im Rahmen eines Festaktes ihrer Bestimmung übergeben worden.

in der sachlichen, auf alles Ablenkende verzichtenden Gestaltung des Thora-Vorlesepultes (Almemor) mit dem dahinterliegenden Thora-Schrein äußert sich ein Gestaltungswille, der einzig und allein darauf ausgerichtet ist, den Worten des Ewigen mit architektonischen Mitteln, trotz aller menschlichen Unzulänglichkeiten - einen festen Ort zu geben



Der Architekt der beiden letztgenannten Synagogen heißt Alfred Jacoby. Er wurde 1950 in Offenbach geboren und studierte in den siebziger Jahren Architektur zunächst in Cambridge und dann an der ETH Zürich, wo er bei Prof. Alberto Camenzind, einem führenden Kopf der Tessiner Schule, sein Diplom ablegte. Die ETH-Jahre waren die prägenden Jahre, an die sich der junge Architekt besonders gerne erinnert, denn damals lehrte dort der in Italien ausgegrenzte Aldo Rossi, der die Nachkriegsarchitektur durch das feine Sieb seiner analysierenden Kritik trieb und als einer der ersten sah, daß nicht die Moderne, sondern das industrielle Gewinnmaximierungsdenken die Formen der Baukunst banalisierte und zum Schweigen verurteilte.

Alfred Jacoby versucht das zu bauen, was er bei Aldo Rossi und Alberto Camenzind gehört und erfahren hat. Für ihn ist die Synagoge kein multifunktionaler, sondern ein sakraler Raum, der sowohl dem orthodoxen wie dem liberalen Juden ein gemeinsames Dach bietet, unter dem sich beide wohl fühlen können. Alfred Jacoby kann die oben zitierte Auffassung Alfred Grottes nicht teilen. Vielmehr zeigen seine Bauten, daß es sich um eine Synagoge handelt. Dabei versucht er den Charakter des Tempels über die zeitlosen Zeichen der Geometrie - ganz im Sinne Rossis - herauszuarbeiten. Blockartig, streng symmetrisch gegliedert, gestaltet er die bisher gebauten und die in der Ausführung begriffenen Synagogen, wobei der Innenraum in seiner Grundrissdisposition dem orthodoxen Ritus folgt und die Sitzebenen für Frauen und Männer voneinander trennt. Im Aufriß werden die wesentlichen raumbildenden und religiösen Elemente, nämlich der Thora-Schrein (Aron. Hakodesch) und das Thora-Vorlesepult (Almemor) dargestellt.

Die neue Heidelberger Synagoge

Das nahezu quadratische und planebene Baugrundstück liegt in der Neustadt Heidelbergs. Von drei Straßenzügen - der Häuserstraße im Westen, der Goethestraße im Osten und der Blumenstraße im Süden, an der viergeschossige wilhelminische Stadthäuser aufsteigen - wird der Bauplatz rechtwinklig eingefaßt. Im Norden befinden sich eine öffentliche Grünfläche und ein Spielplatz, der dem Baukörper der neuen Synagoge eine gewisse Weitläufigkeit gibt. Es ist zweifellos ein Filetgrundstück, das die Jüdische Gemeinde in Heidelberg erworben hat. Der Bauplatz ist gut gewählt; er entschädigt zum einen dafür, daß die Jüdische Gemeinde ihre Synagoge früher in einem Bürohaus in Heidelberg unterbringen mußte, zum anderen aber ist das Gelände ein würdiger Abschluß und zugleich Neubeginn für jüdisches Leben und seine facettenreiche Kultur am Neckar, denn es mußten 56 Jahre vergehen, ehe die jüdische Gemeinde Heidelberg nach dem Holocaust aus der Asche heraus wieder eine neue Gemeinde gründete und ein neues Gotteshaus errichtete. Die Baumassenkonzeption des Architekten Alfred Jacoby ist denkbar einfach. Zur Goethestraße hin schließt er die Synagoge mit einer viergeschossigen Wohnbebauung ab, die sich wie ein schützender

Ein halbkreisförmiger, zweigeschossiger, lichtdurchfluteter weißer Ring, der als Wandelgang und zur Erschließung der weiteren Räume im Erd- und Obergeschoß dient, legt sich um die Synagoge in Heidelberg und faßt sie gleichsam wie einen kostbaren Edelstein ein



Paravent vor das neue Gotteshaus legt, wobei die schmale Wohnstraße zur Erschließung des Riegels diesen Eindruck maßgeblich unterstützt. Durch die Aufteilung gewinnt der Architekt einen rechteckigen Grundstückszuschnitt, der für das eigentliche Gotteshaus und die Disposition seiner ganz unterschiedlichen Räume - von der Hausmeisterwohnung, der Bibliothek, der Mensa, dem Gemeindesaal, über die Dozentenräume, die Sozial- und Verwaltungsräume bis hin zur Synagoge und Mikwe bestens geeignet ist. Für die Synagoge wählte Alfred Jacoby einen zylindrischen Baukörper, der von zwei zweigeschossigen Gebäuden eingefasst wird. Um dieses Thema der Einfassung zu verstärken - es erinnert an einen kostbaren Edelstein, der durch einen Ring einge halbkreisförmigen, zweigeschossigen, verglasten Wandelgang ein. Genau in der Mitte dieses kreisrunden Baukörpers der Synagoge ordnet er den Almemor (Thora-Vorlesepult) an, der von einer linsenartigen Kuppel überwölbt wird und mit architektonischen Mitteln zum Ausdruck bringt, daß hier der Ort des Himmels ist, an dem das Wort Gottes aus der Thora - dem "Gesetz" - verlesen wird. Das zeitlose Zeichen des Rundbaus - so Alfred Jacoby

- "verkörpert in idealer Weise den Glaubenssatz nach einem Gott, der sich an einem Punkt im Raum, der Kreismitte, durch das Wort offenbart". Dieses Motiv des Herausarbeitens der Bauaufgabe setzt er konsequent in der Platzierung des Thora-Schreins fort. Aber nicht nur dort, sondern die Planung und Ausführung orientiert sich gleichsam am Kubikmillimeter. "Im Detail" - sagt Walter Benjamin - "sieht man das Auge Gottes". Zum Synagogenvorplatz hin und damit zur Öffentlichkeit werden die Thora-Rollen in einem Schrein aufbewahrt. Nicht nach innen, auf Absonderung bedacht, ist die Heidelberger Synagoge angelegt, sondern das Wesentliche des jüdischen Glaubens wird nach außen getragen und sichtbar gemacht. Dabei sorgen die zwölf blauen Bleiglasfenster, die Brian Clark (London) gestaltete, links und rechts vom Schrein für das nötige Licht. Sie erinnern zugleich an die zwölf Stämme Israels, während die Bäume auf dem Vorplatz als Zeichen des Lebens das Motiv der Fenster wiederholen. Mit diesen Mitteln gelingt es Jacoby, Bauten zu schaffen, die zeitgemäß sind, die den Gedanken der Emanzipation in die Baukunst übertragen und eben somit nicht an irgendwelche historischen Vorbilder anknüpfen. Insofern ist

das Bauen von Alfred Jacoby modern, aber nicht nur das: Weil es sich nicht selbst feiert - was man ja heute allenthalben findet -, ist es damit immer dienender Natur und weit davon entfernt, in eine mythische Ästhetik zu verfallen.

Until the late 18th century, the synagogue and the ghetto were like a city within a city, a self-contained urban space, where Jewish life took place among Jewish buildings. The Jewish residents were constantly prevented from developing their own architectural forms for housing and synagogues. Not until their emancipation were Jews able to ask themselves which style they should choose for their homes and, in particular, their temples. From 1800 until Hitler took power in 1933, 2,000 synagogues and houses of prayer were built in Germany. The architecture ranges from Historicist to Modern. Almost all of these were destroyed during the Kristallnacht pogroms in November 1938, which not only put paid to an architectural culture, but irrevocably blotted out the framework for Jewish life, particularly in large areas of eastern Europe. In the United States, synagogue architecture was to blossom, thanks to designs by Erich Mendelsohn, Frank Lloyd Wright, Philip Johnson and Louis Kahn, but in Germany the heyday witnessed before 1933 came to an end with the shoa and enforced emigration. Not only had most members of the Jewish congregations been murdered, but German architects of the Jewish faith never returned to Germany once they had left. Moreover, the few synagogues built in West Germany in the fifties shared the almost anonymous style of the times. Not until the mid-eighties did a change occur. In Darmstadt and Heidelberg, the architect Alfred Jacoby built new synagogues whose purpose was visibly evident. His philosophy is rooted in the ideas of his teachers Albert Camenzind and Aldo Rossi. Like them, he uses the timeless symbols of geometry, tracing and identifying the character of the synagogue by architectural means. For Jacoby, a synagogue is not a multifunctional space, but a sacred space. The synagogue in Heidelberg illustrates his desire to express Jewish emancipation in architecture, rather than to echo historical models. Because Jacoby's formal idiom is exclusively designed to serve and free of self-celebration, he is immune from mythical aesthetics. The arson attack at Lübeck Synagogue has revealed how little young people understand about the synagogue as a building. Many people do not appear to realize that a synagogue is always a place of assembly. This article attempts to refresh our memories, not least because of an increasingly discernible trend to play down the holocaust. The Jewish community in Heidelberg, presided over by Abraham de Wolf, fosters this grand tradition of communication, and the synagogue is used for exhibitions, readings, etc. It is to the credit of the architect, Alfred Jacoby, that its space has been adequately formulated for this purpose.

Jusqu' à la fin du XVIIIème siècle la Synagogue et le ghetto représentaient - pour ainsi dire comme une ville dans la ville - la vie et le monde des constructions de la population juive: un espace urbain replié sur soi-même.

Toujours était interdit aux juifs d'avoir pour leurs synagogues et leurs habitations, des formes architecturales qui leur soient propres. C'est seulement lorsque commença l'émancipation qu'ils purent, pour leurs constructions - et tout particulièrement pour les synagogues - se poser la question: Dans quel style pouvons-nous construire? De 1800 à 1933, date de la prise du pouvoir par les nazis, avaient été construites en Allemagne 2000 synagogues ou autres lieux de prière. Depuis l'«Historisme» jusqu'à l'époque moderne s'étend le réseau de l'architecture des synagogues. La plupart d'entre elles furent détruites dans la nuit tragique qu'on a appelée la «Reichskristallnacht». Ainsi non seulement fut anéantie toute culture architecturale typique, mais encore la vie culturelle du peuple juif qu'il fut irrémédiablement perdue en de vastes parties de l'Europe de l'Est. Alors qu'aux USA l'architecture des synagogues connaissait une riche floraison, principalement du fait des édifices que construisirent alors les Erich Mendelsohn, Frank Lloyd Wright, Philip Johnson et Louis Kahn, l'architecture des synagogues ne put, en Allemagne, retrouver sa floraison d'avant 1933. D'une part la plupart des membres des communautés juives avaient péri, et, d'autre part, les architectes juifs allemands ne revinrent pas en Allemagne après leur émigration. A cela s'ajouta le fait que, dans le petit nombre de synagogues qui furent construites en République fédérale d'Allemagne au cours des années cinquante, s'accusent des formes architecturales plutôt anonymes, dans le style de cette décennie. C'est seulement vers le milieu des années quatre-vingt qu'un tournant commence à se dessiner. A Darmstadt et à Heidelberg l'architecte Alfred Jacoby construisit de nouvelles synagogues dont l'objectif apparaît visible. Sa conception en la matière se situe dans la ligne tracée par ses maîtres: Alberto Camenzind et Aldo Rossi; Jacoby travaille entièrement dans leur sens, en une géométrie intemporelle, pour rendre le caractère de la synagogue avec des moyens architectoniques et ainsi la valoriser. Pour Jacoby une synagogue ne doit pas être multifonctionnelle, mais un édifice sacré. La synagogue d'Heidelberg témoigne de son impératif: caractériser dans l'architecture l'émancipation du peuple juif, sans recourir aux modèles historiques. Et parce que Jacoby préconise un langage de formes qui se veut exclusivement fidèle à la nature et qu'il ne se célèbre pas lui-même, il est, en tant qu'architecte, immunisé contre le péril de tomber dans une esthétique à tendances mythiques. L'attentat perpétré contre la synagogue de Lübeck a révélé combien les jeunes d'aujourd'hui sont peu informés de la tâche des synagogues en matière de construction. La synagogue est aussi un lieu de rencontre ... et cela, de vastes couches de la population semblent encore l'ignorer. C'est cela que le présent article s'efforce de rappeler tout particulièrement parce qu'il de plus en plus se fait sentir la tendance à neutraliser l'Holocauste. La communauté juive de Heidelberg, avec, à sa tête, son président Abraham de Wolff, entend renouer avec la grande tradition de la communication, en ouvrant aussi la synagogue pour des expositions, lectures, conférences, etc. C'est le mérite de l'architecte Alfred Jacoby d'avoir conçu et réalisé le lieu excellemment adapté à ces objectifs.